

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 10

Artikel: Aus meinem afrikanischen Skizzenbuch [Fortsetzung folgt]
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667252>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

rasch hinter dem Gebirg versinkt. Sie hatte auch ihre Last, fiel ihm ein. Sie hatte doch den verkommenen Vater und — Er fühlte eine Gemeinsamkeit zwischen ihr und ihm. Er spürte, daß sie es gut mit ihm meinte, daß sie ihm gern etwas Freundliches tun oder sagen möchte. Er nahm ihre erhobene Hand und legte sie, von der seinen umschlossen, auf den Stein nieder.

„Du hast schon recht“, sagte er, „man soll sich nicht so erbösen. Man weiß ja nicht, ob nicht doch — —“

Er vollendete nicht. Es würde eine Hoffnung darin gelegen haben, aber er wagte nicht, sie auszusprechen.

Eine ganze Weile saßen sie stumm nebeneinander.

Dann wurde Innocenta unruhig und stand auf.

Sie kletterten den Weg zurück, den sie gekommen waren. Er sah oft verstohlen nach ihrem Gesicht, an dem er sich immer noch ergötzte wie an einem Bildnis von eines großen Künstlers Hand.

Aber auch Innocenta dachte an ihn, als sie sich bald nachher von ihm trennte, um heimzugehen. Welch ein merkwürdiger Mensch, dachte sie.

(Fortsetzung folgt.)

Ausfahrt.

Berggipfel erglühn,
Waldwipfel erblühen
Vom Lenzhauch geschwellt;
Zugvogel mit Singen
Erhebt seine Schwingen,
Ich fahr' in die Welt!

Mein Hutschmuck die Rose,
Mein Lager im Moose,
Der Himmel mein Zelt:
Mag lauern und trauern
Wer will, hinter Mauern,
Ich fahr' in die Welt!

Mir ist zum Geleite
In lichtgold'nem Kleide
Frau Sonne bestellt;
Sie wirft meinen Schatten
Auf blumige Matten,
Ich fahr' in die Welt!

Scheffel

Aus meinem afrikanischen Skizzenbuch.

Biskra.

Von Ernst Eschmann.

Für den Europäer, der die großen Städte kennt und auch die Ebenen, Berge und Täler, die dazwischen liegen, ist Biskra ein Märchenland. Alles ist so ganz anders, so sehr verändert, daß man aufschaut und glaubt, in einer neuen Welt erwacht zu sein.

Die mächtigen Räder der Geschäftigkeit sind abgestellt, wenn auch nicht ganz; sie haben nur halben Schwung, und wie ein ewiger Sonntag liegt es über der Siedlung, die doch gegen zwanzigtausend Einwohner zählt. Mitten am Tage kauern und hocken Scharen der in ihre weißen Überwürfe gehüllten Araber vor ihren Hütten, vor den einfachen Kaffeehäusern des Städtchens. Sie reden nicht viel, philosophieren vielleicht ein bißchen und staunen in den klarrend blauen Himmel, des nachts nach dem Mond und den

Sternen, die das seltsame Afrika begleitern. Aber ganz tatenlos sind sie nicht, sie spielen ihr geliebtes Spiel, das Domino, setzen eifrig Stein an Stein, und wenn sie gewonnen oder verloren haben, mischen sie die schwarzweißen Plättchen durcheinander und fangen von vorne an. Vier fünf andere schauen ihnen stillvergnügt zu.

Sowickelt sich ein Großteil ihres Lebens ab. Sie haben keine Eile, die kaufmännische Hast und der fiebrhafte Wettkampf Europas freist nicht in ihren Adern. Dringliche Arbeit, die unauffachbar war, haben die Frauen getan, die im Range hier so viel tiefer stehen als ihre Männer. Sie wissen noch nichts von Emanzipation, sie nehmen ohne Murren ihre Last auf sich, lassen sich, frühreif, verheiraten und verbüllen auch bald wie eine Blume an einem über-

heißen Sommertag. Wahrlich, der Alltag und das Dasein schenken ihnen ein stiefmütterliches Teil, und wie die alte Sitte es will, daß sie stets hinter ihrem Gemahl herlaufen und nicht etwa auf dem Esel reiten wie der bequemere Herr, ist ihnen im Leben immer der zweite Platz angewiesen oder der dritte. Aber sie scheinen darunter nicht zu leiden und freuen sich am bunten Flitter und Tand, mit dem sie sich behängen. So schimmert es denn von Scheiben, Ketten und Amuletten aller Art, es flirrt von Kupfer und Silber, und ihre langen Röcke prangen in bunten Farben, unter denen ein gretles Rot meist alle andern übertönt.

Überhaupt, die Farben in der arabischen Welt! Zum Weiß der Mäntel, die malerisch die Männer über sich geworfen haben, klingen die phantastischen Tücher der Mädchen und Frauen festlich zusammen. Das Auge erbaut sich an diesem schönen Schein, und dieser ist es wohl auch, der manche mühselige Existenz für vielerlei entschädigen muß, daß ihr das farge Leben schuldig geblieben ist.

Der arabische Mensch ist unendlich anspruchslos. Wenn er das Wenige und Nötigste hat,

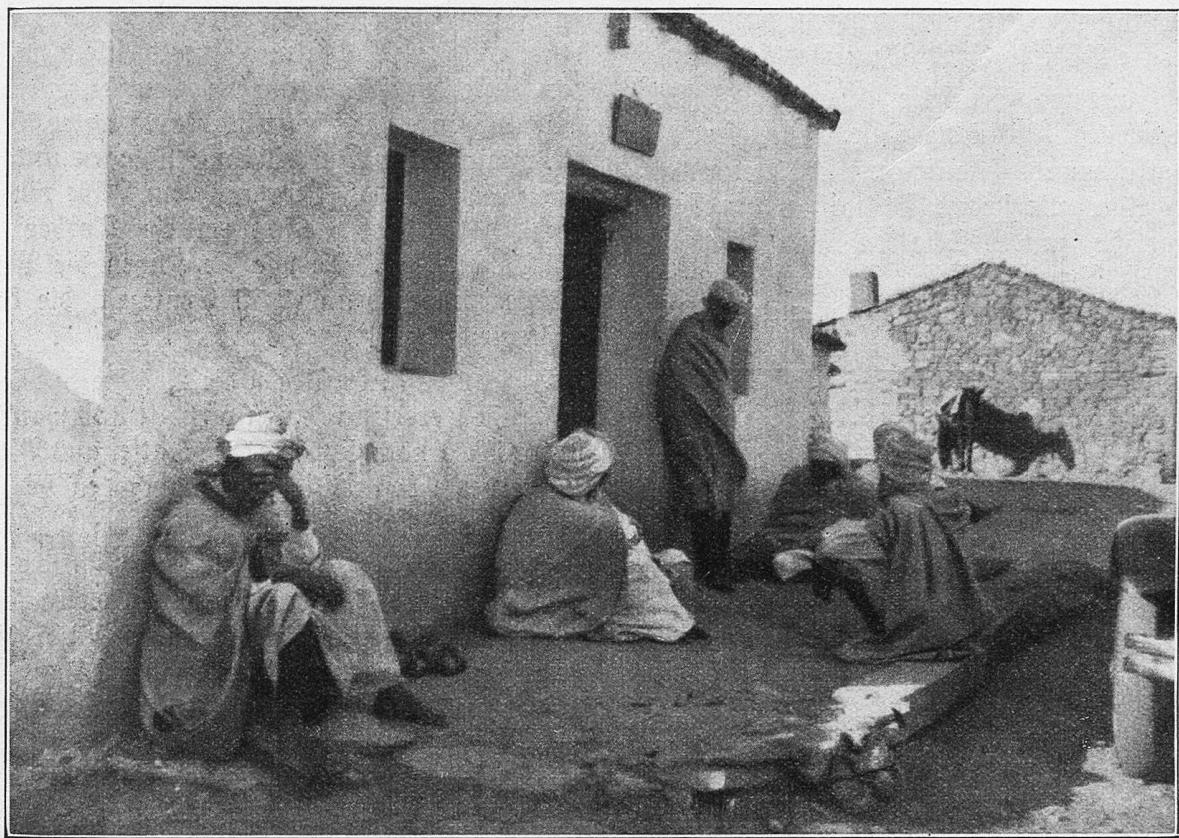
das er braucht, wünscht er nicht viel darüber hinaus und ist gerne bereit, Allah für alle Segnungen und Geschenke zu danken. Dieses primitive Auskommen, diese Genügsamkeit und Zufriedenheit des Nordafrikaners ist es, die dem Europäer zu denken gibt. Wieviel der heutigen Unzufriedenheit und Zerrissenheit, des Haders im engsten Bezirk von der Familie bis hinauf zu den Staatengebildnen hat seine Wurzel in unsern maßlosen Wünschen, die durch alle Schichten gehen.

Aber betrachten wir Bisra und die Nachbarn der Wüste noch von einer andern Seite! Wer Mitte Oktober selbst im Schatten der Palmen vierzig Grad Hitze erduldete, während in Europa schon frostige Herbststürme die Bäume entlaubten, wer erfährt, daß in der schlimmsten Sommerzeit die fünfzig Grad überschritten werden, begreift, daß solche Temperaturen auf die Dauer alle Lebensenergien lähmen und die Menschen zahm und mürbe machen. Für Tausende und Abertausende bedeutet ein solches Klima Schicksal. Im Banne der sengenden Sonne verkümmt der Wille, die Glieder werden träge, die Füße schwer, und die Arbeit wird als harte Last



Bisra.

Photo: Robert Meier.



Bisfra. Einheimische plaudern und philosophieren auf der Straße.

Photo: Robert Meier.

empfunden. Man freut sich auf den Abend, da es kühler wird und lebt erst auf, wenn die Sonne untergegangen ist.

In Bisfra verblüffen die Gegensätze. Öde und Üppigkeit, Steinwelt und Vegetation, Einsamkeit und geselliges Marktleben sind neben-einander gestellt. Das Städtchen liegt schon in der Wüste. Zwei bis drei Stunden Eisenbahnfahrt ist es von der großartigen Pforte entfernt, die in El Kantara den Blick in die trostlose Dürre freigibt.

So eine Oase wirkt wie ein vom Himmel gefallenes Wunder. Es ist, als wollte sie mit einem Male und auf einem Punkte nachholen, was die Umgebung versäumt hat. Der Boden ist nicht mehr ein Grab. Er grünt, er blüht. Aus seinem Grunde wachsen die mächtigen Fächerpalmen, und in dichten Dolden von goldener Farbe hängen die Datteln herunter. Wie so viel Süße aus der Erde quillt, aus einer Erde, die in ein paar hundert Metern Entfernung dürrstet und sehnsüchtig auf einen Tropfen Regen wartet!

Das Wasser, die Quelle, sie ist der Lebensodem der Oase. Sie ruft die Leute zusammen; sie bringt Brot und Verdienst, sie weckt die

Wüste aus ihrer Erstarrung, und Mensch und Tier schafft sie Gelegenheit zu atmen und sich zu entfalten. Sie jagt die Armut davon.

Nicht nach dem Besitz von französischen Franken wird Hab und Gut des Einheimischen eingeschätzt. Man zählt ihm die Palmen. „Ahmed hat hundert oder tausend oder zweitausend Palmen, er besitzt zwanzig Kamele und so und so viele Esel.“ Sie alle brauchen Wasser, das kostbare Elixier des Lebens. Sonne und Wasser sind die edelsten Güter der Oase. Der pflan-zende Araber weiß: die Palme will ihren Kopf im Feuer des Himmels, den Fuß im Wasser haben.

So wird denn ringsum mit dem Wasser ein kluger und gut berechneter Haushalt getrieben. Nicht im Überfluß ist es vorhanden. Heut dient es da und morgen dort. Die Kulturen erhalten getreulich ihr Teil zugemessen. Wer den Mauern der Pflanzungen entlang geht, sieht mehrmals Leute beschäftigt, wie sie die Bächlein leiten und ihnen neue Richtung geben. Unwillkürlich ist der Schweizer an die „heiligen Wasser“ des Wallis erinnert. Freilich, hier ziehen sie nicht schwindelnden Felshängen entlang, hier rinnt zu ebener Erde ein trübes Wässerlein, zu dem

sich die Kamele gerne niederbeugen, wenn sie in erreichbare Nähe so eines Rinnwases kommen.

Noch andere Gewächse, Gemüse, Früchte, Sträucher gedeihen in der Dase. Die Palme aber schwingt obenaus. Sie ist die stolze Königin im Reich. Über alle schaut sie mit ihrem hohen Schirme, sie spendet Schatten und drückt der Landschaft ihr malerisches Gepräge auf. Und wenn's ein Palmenwald wird mit 150 000

sind darauf eingedrillt, mit ein paar Brocken Französisch oder auch nur einer Mitleid weckenden Geste den Fremden ein Almosen zu entlocken. Flinke Bürschchen sind auch unter ihnen, die unaufhörlich Purzelbäume schlagen und für einen Sou sich das Herz aus dem Leibe rennen. Und dort, dort klettern etliche Araber mit Säcken an der Seite wie die Ratten die Palmstäbe empor; denn es ist Erntezeit, die hohe, beste Zeit für Biskra.

Auf dem Markte liegen die Früchte in Menge aus. Sie werden in Kisten verpackt und wandern übers Meer nach Europa. Die Dattel aus Biskra gilt als die beste. Sie erzielt auch den höchsten Preis.

Der Markt in Biskra ist eine kostliche Sehenswürdigkeit, für den Fremden das schönste ethnographische Museum. Hier kommen die Einheimischen zusammen. Hier breiten sie auf dem Boden aus, was sie anzubieten haben, Heilkräuter und Geheimmittel aller Art, Salz in Blöcken und Kleinzeug, vor dem der Fremde ratlos steht. Die Handwerker arbeiten in ihren niedern Verschlägen, sie flechten Hüte und Körbe aus Stroh, sie verfertigen Pantoffeln aus zähnen Häuten. Zur Nützlichkeit hinzu kerben sie ein einfaches Ornament auf das gelbgefärbte Leder. Dort hängen verzierte Spieglein, Messer und Dolche, Decken und Teppiche, ausgestopfte Tiere der Wüste. Der Bäcker backt sein Brot, der Metzger legt Fleisch aus, das von dichten Fliegen- und Ungezieferschwärmen umlagert ist.

Man hat Mühe, sich durch alle Gassen und Gäßchen hindurchzuzwängen. Die Preise sind beweglich. Was anfänglich 20 Franken kostete, ist schließlich auch für fünf zu haben.

Da hört man denn auch das arabische Idiom. Schnell und temperamentvoll wird es gesprochen. Das häufige Vorkommen der rauhen Kehlaute fällt auf, eine Erscheinung, die ja auch für die meisten unserer Schweizerdialekte charakteristisch ist.

Und was für Gerüche wirbeln da in diesem Biskra-Wirrwarr durcheinander! Hinweg! Luft! Luft!

Um die Mittagszeit brennt die Sonne so heiß, daß man gerne hinter den blau bestrichenen Scheiben des Hotels bleibt. Kein Lüftchen geht. Wie ausgetrocknet ist die Kehle. Die Augen fallen einem zu. Ein Schläfchen ist Labsal. Erst gegen vier, halb fünf wird das Dasein erträg-



Biskra. Den Palmenpflanzungen entlang.

Photo: Robert Meier.

fruchttragenden Exemplaren, entfaltet sich eine Üppigkeit, die zum Staunen zwingt.

In einem Wagen fuhren wir freuz und quer durch die Pflanzungen. Es geht hohen, primitiven Mauern entlang, wie im Tessin, vorbei an flachen Würfelhäusern, vor denen Frauen und Mädchen sich irgend einer Beschäftigung hingeben. Die kleinen Kinder scheinen nicht sonderlich behütet zu sein. Armselige Lappen haben sie umgehängt; sie strecken ihre hohle Hand und

lich. Bevor sich das Leben wieder entfaltet, muß es Nacht sein. Da gesellt denn eine monotone, eindringliche Melodie durch's Dunkel.

Auf zu den Zauberkünsten des Fakirs!
Auf in ein Kaffee zu den Tänzen der Ouled Nails!

Eine ganze Galerie Einheimischer — lauter Männer, keine Frauen — hat sich im Freien versammelt. Die fremden Besucher erhalten den besten Platz. Sie sind auch die einzigen, die die Kosten des Schauspiels bestreiten. Ein Musikanter bearbeitet in einem wilden Rhythmus sein dröhnendes, tamburinähnliches Instrument. Unaufhörlich hämmert er mit Händen und Fäusten auf das straff gespannte Fell. Der Fakir, eine seltsame Erscheinung von etwa 50 Jahren, bewegt sich im Tanze. Er dreht sich und wirbelt herum, wie toll und immer toller. Sein aufgeregter Sinn steigert sich zu einem Taumel, er gerät in Verzückung. Jetzt stürzt er zu Boden und röhrt sich nicht mehr. Bald aber richtet er sich wieder auf und durchsticht sich mit langen Nadeln Wangen und Zunge. Kein Tröpflein Blut fließt. Er scheint keine Schmerzen zu spüren. Nun zündet er eine Fackel an und lässt die lodernde Flamme um die offene Brust zündeln. Es zeigt sich keine Wunde. Die Menge staunt. Ob ein Gott in ihm gefahren ist, der ihn beschützt?

Entsetzt weicht die Menge zurück. Denn soeben hat ein anderer Wundermann eine Büchse geöffnet, und der Liede entkleidern ein paar Skorpione, unheimliche, kleine, krebsartige Wesen, deren Biß tödbringend ist. Nun kriechen sie auf dem Boden herum. Ein Schauer erfasst die Menge. Der Fakir aber nimmt die Tiere in die Hand, lässt sie über seinen Arm spazieren und spielt mit ihnen. Sie tun ihm nichts. Nun werden sie in ihr Gefängnis zurückgeschoben. Man atmet auf. Man steht vor einem Rätsel und spendet lautem Beifall. Das ist das Theater der Araber.

Zu ihrer festlichen Kurzweil gehören noch die Bauchtänze der Ouled Nails. Die Mädchen tanzen in einem engen Raum. Ein Neger spielt auf einer gellenden Flöte. Wie Messer schneiden die Töne. Es ist eine monotone, immer wieder sich wiederholende Folge von rhythmischen Stößen. Nun beginnt sich eine der Tänzerinnen zu bewegen. Sie entquillt der Menge der Zuschauer. In beiden Händen hält sie ein farbiges

Tuch und schwingt es in ruhigem Wiegen. Der lange Rock ist aus buntem Stoff. Viel Schmuck hängt um Brust und Hals. Auf ihren Zügen liegt ein mattes Lächeln. Nun beginnt das Bäuchlein sich zu heben, auf und nieder geht es, die Musik spielt leidenschaftlicher. Aber die Schöne läßt sich nicht aus ihrer Ruhe bringen, von Zeit zu Zeit würdigt sie einen der Umstehenden eines Blickes, führt während des Tanzes ein dargebotenes Glas zum Munde,



Bisra. Araberin.

trinkt und dreht sich weiter. Wenn sie nach langer Übung inne hält, löst sie ein Mädchen im jugendlichen Alter von zwölf bis dreizehn Jahren ab. Es mutet den Europäer eigenartig an, wie diese Frühherblühten zu einer Zeit ins Leben treten, da unsere Kinder sich noch bei ihren schlichten Spielen tummeln. Ein zwiespältiger Eindruck bleibt von diesem Schauspiel zurück.

Es ist schon elf Uhr geworden. Wir ziehen

nach Hause. Dumpf dröhnt noch einmal aus der Ferne Musik. Hunde bellen. Die arabische Nacht umfängt uns. Noch ein kurzes Blauderweilchen vor dem Hotel, mit der schweizerischen Wirtin,

in waschechtem Schweizerdeutsch, rings von der afrikanischen Wüste umgeben, und wir gehen zur Ruhe. Ein voller, reicher Reisetag hat sich erfüllt.

Ödlandheimat.

Heißer Palmar, Salzbushöde,
Sumpf, malariaverseucht,
Trockensteppe, hart und spröde,
Stromland, ewig schattenseucht!
Wildnis, feindlich, mühsalschwanger,
Voll Enstbehren, Not und Pein!
Kannst du, Karge, deinen Kindern
Dennoch eine Heimat sein?

Heimat? Ach, wie könnt ihr fragen?
Muttererd' ist immer schön!
Selbst die Wüste kennt Behagen,
Jugendtraum und Lustgetön.
Wer geboren in der Wildnis,
Liebt sie, wie der Aar sein Nest,
Und je ärmer, umso mächt'ger
Hält sie ihre Kinder fest.

Jacob Heß.

Das Antlitz der Tat.

Von Emil Budde.

Auf der einsamen Schäre stand der Leuchtturm, und der Sturm trieb die Wellen hoch an ihm hinauf. Brodelnd hoben sich die schwarzen Wassermassen und schlügen mit ihren Rämmen grimmig gegen das schlanke Bauwerk, daß es schauerte und sich bog; von Zeit zu Zeit sprühte eine Handvoll Gischt bis gegen die Fenster der Laterne.

Drinnen stand Bill, der eine der beiden Wächter, und hatte eben zum Beginn der Nacht das Feuer angezündet. Der Scheinwerfer war gerichtet, das Uhrwerk in Gang gesetzt; er warf einen gleichmütigen Blick nach Osten, wo hinter dem weiten Wellengewimmel das Festland lag, und einen zweiten, prüfenden, auf die Wetterwolken, die von Westen her immer schwerer und dunkler heranzogen; dann stieg er in die Wachtstube hinab, welche dicht unter dem Feuerraum liegt. Außer der Leiter zur Laterne enthielt das öde, kleine Gemach einen Tisch und einen Stuhl; als zweite Sitzgelegenheit konnte etwa die Treppe zu der eisernen Tür dienen, welche nach außen auf die Plattform führte. An einer Wand hingen Werkzeuge, über dem Tisch schwachte eine Lampe, die zündete er an; auf dem Tische lag das Dienstbuch; er setzte sich und schrieb seinen Vermerk hinein. Dann versank er in Brüten.

In seinem verwitterten Gesicht standen sonst ein Paar gutmütige Augen, aber was sie zu anderen Seiten besagen mochten, das war seit Wochen durch Groll und Verbitterung verdrängt. Und heute mehr als je. Grimmig sprach

er vor sich hin: „Morgen die Ablösung, wenn die See nicht zu schlecht ist, morgen ans Land, und was finde ich? Nichts, und in vier Wochen wieder die alte Nackerei. Wenn ich den Kerl wüßte, der mir das getan hat!“ Der Rest ging in einem Fluch unter, und seine Faust fiel schwer auf den Tisch.

Er hatte wohl Grund zu grossen. Fünfzehn Jahre lang hatte er den Turmdienst versehen. Er war des einsamen Ausblicks auf die Wasser gewohnt und kannte den Sturm; er beachtete es seit langem nicht mehr, wenn der Turm sich unter dem Winddruck aussog und wieder zurückgeschlug wie ein elastisches Rohr, und auch das ruckende Schauern, das beim schwersten Wogen-schlag vom Grund aus durch die Mauern ging, störte ihn nicht beim Einschlafen. Der Turm ist nicht hoch genug, hatten sie wohl zuweilen gesagt, wenn die Wogen im tollen Tanz bis an seine höchste Spitze schlügen, aber sie hatten sich auch daran gewöhnt, er und seine Kameraden, und sie hatten gelernt, dem stahlverankerten Bauwerk zu trauen. Aber ein hartes Leben war es doch, und er hatte sich recht von innen gefreut, als ihm die Kunde ward, daß er auf einen besseren Posten versetzt werden sollte. Seine künftige Heimat sollte am Lande liegen; ein weißes Häuschen auf festem Boden und ein bescheidener Gartenacker sollte der Lohn für seine lange, rauhe Arbeit sein. Da wurde ihm, gerade drei Tage, ehe er zum Leuchtturm fahren mußte, amtlich mitgeteilt, daß die Beförderung zurück-